

Der Tag, an dem Tawfik Salim seinen Olivenhain verlor

Christoph Gocke, Dezember 2004

In einem traurigen Moment seines Lebens lernte ich Tawfik Salim kennen. Der 56-jährige Palästinenser eilte einem jungen israelischen Soldaten voraus auf eine kleine Anhöhe. Die Dezember-Mittagssonne wärmte. Ein klarer Tag. Am Horizont waren deutlich die Skylines von Tel Aviv, Herzlia, Netanya zu erkennen. Dahinter ein Schimmer Mittelmeer. Rundum Zitronen-, Orangen-, Guaven- und Olivenhaine.

Das Felsplateau, auf dem wir uns bewegten, ist von einem großen Steinbruch umgeben. Der dort abgebaute weiß-gelbe Stein dient dazu, Häuser in Jerusalem und andernorts zu verkleiden. Sorgsam hatten die „Steinbrecher“ in den vergangenen zwölf Jahren das Felsplateau ausge-



Foto: Gocke *Blick auf Falamiya, die Nachbargemeinde von Jayyous.*

spart. Und während das Brechen der Steine fast zum Erliegen gekommen war, hatten wenige Tage zuvor ein Steinertrümmerer und ein Bulldozer begonnen, den felsigen Grund jenseits des Steinbruchs einzuebnen, Wege zu bahnen. Und mittendrin Tawfik Salims Olivenhain. Seit mehr als hundert Jahren gehört dieses Land den Salims, vor rund dreißig Jahren hatte Tawfik selbst die Olivenbäume gepflanzt. Nach modernen Anbaumethoden, wo die Bäume nicht so eng beieinander stehen. Jahr für Jahr hat er seitdem Oliven geerntet. Und dabei jedem der rund 350 Bäume zwei Liter Olivenöl abgerungen.

In diesem Jahr war die Ernte fast abgeschlossen. Es war ein gutes Jahr, was die Oliven anbelangte. Ein schlechtes hinsichtlich der Preise, gerade noch zwei bis drei Euro pro Liter. Durch die vielen Sperren waren viele Märkte unerreichbar geworden. Zwar waren die *Fellachen*, die Bauern, Probleme gewohnt. Doch was Tawfik am Donnerstag, den 9. Dezember 2004, sehen musste, war weit härter. Dort, wo am Morgen noch seine Olivenbäume standen, waren Kuhlen. Löcher im steinigen Erdreich. Die Bäume lagen wie Mikado-Stäbchen kreuz und quer durcheinander. Eine Raupe hatte kurz zuvor einen Weg geebnet, von dem aus ein großer Bagger immer von neuem zugriff. Mit Leichtigkeit hob die Schaufel die meterhohen Bäume aus dem Erdreich, wie eine Zimmerpflanze beim Umtopfen. Der ein oder andere Baum wurde dabei ganz zerstört.

Seit sechs Stunden wütete der Bagger auf Tawfik Salims Olivenhain. Zufällig hatte ich es von einer entfernten Anhöhe aus gesehen, mehr erahnt. Mit einer Gruppe Israelis von den „Rabbinern für Menschenrechte“ war ich aus Jerusalem angereist, wir wollten einer palästinensischen Familie bei der Olivenernte helfen. Ich, der ich erst zwei, drei Tage im Land weilte, wollte mir von der Anhöhe aus ein Bild machen von der Gegend, in der ich ein paar Wochen leben würde. Die Berge, auf denen Tawfiks Olivenhain liegt, sind die ersten, wenn man vom Küstentiefland ins Landesinnere fährt. Bis zum Zusammenbruch der New Economy galt die Region als „Silicon Wadi“, als Sammelbecken für zukunftssträchtige Internet- und High-Tech-Entwicklungen.

Zwischen felsigen Hügeln liegen die grünen Obstwiesen und die lang gestreckten grauen Plastik-Gewächshäuser, in denen das ganze Jahr über Gurken und Tomaten reifen. Auf der natürlichen Grenze zwischen Tief- und Hochland liegt in dieser Gegend auch ungefähr die so genannte *Green Line*, die Grenzlinie, die von 1948 bis 1967 Israel von der damals zu Jordanien gehörenden Westbank abgrenzte und die völker-

rechtlich immer noch die israelische Auslandsgrenze ist. Doch eine ganz reale Grenze zieht sich neuerdings über die Hügel. Mit großem Aufwand ist sie serpentinengleich in die Erhebungen gesprengt: Ein langer Streifen aus Stacheldraht, Asphalt, Zaun, Asphalt und Stacheldraht mäandert durch die Gegend. Von den einen bejubelt als *Separation Barrier*, als Trennungszäun, von den anderen beklagt als *Apartheid Wall*, Apartheid Mauer.

An dieser Stelle hat die Barriere Tawfik Salim, so wie fast alle Bauern des rund 3.000 Einwohnerinnen und Einwohner zählenden Dorfes Jayyous, von seinem Ackerboden abgeschnitten. Wer von den Fellachen auf seinem eigenen Grund und Boden arbeiten will, muss dafür durch Tor 25. Viermal am Tag wird es von israelischen Soldaten für etwa eine Stunde geöffnet. Manchmal aber auch nicht. Als es im Sommer 2004 knapp vier Wochen lang geschlossen blieb, fanden die Gemüsebauern in ihren Gewächshäusern nur noch Tomatenmatsch vor. Für das Tor brauchen die Bauern einen Passierschein. Den bekommen nur Landeigentümer, doch eine Garantie gibt es nicht. Schon gar nicht, wenn jemand in Haft saß. Offiziell begründet wird eine Ablehnung nicht.

Tagtäglich wurde ich Augenzeuge der Behandlung der Palästinenser an diesem einen Tor: Lachte einer der Jugendlichen, musste er sich in aller Regel umdrehen und warten. Mal wurden Kinder und Jugendliche durchgelassen, mal nicht. Mal wurden Leute mit Passierschein für Tor 26 durchgelassen, mal nicht. Was hatte das mit Sicherheit für Israel zu tun?, fragte ich mich. Auch wenn ich selbst das Tor passieren wollte, wurde ich jedes Mal anders behandelt. Gelegentlich kam ich nur mit großer Überredungskunst hinüber. Manchmal brauchte ich nicht mal den Pass zu zeigen.

Entwurzelt

Als mein Blick von der Schneise, die der Zaun ins Land gefressen hat, zurück auf die Seite des Ackerlandes schweifte, fiel mir sofort auf, dass drei statt zwei Baumaschinen rund um den Steinbruch im Einsatz waren. Die neueste Maschine bewegte sich mitten durch Tawfik Salims Olivenhain. Aus der Ferne kaum zu erkennen: Der Bagger bewegte ganze Olivenbäume. Um mich zu vergewissern, beobachtete ich ihn noch eine Weile. Tatsächlich, da drehte sich in der Ferne der Baum mit dem Bagger.

Gemeinsam mit einem Israeli und einem schwedischen Fotografen von der israelisch-palästinensischen Erntegruppe machte ich mich auf den Weg, nach einer halben Stunde über Stock und Stein waren wir vor Ort.

Zwei Männer mit Maschinengewehren bewaffnet, bewegten sich zeitgleich auf den Bagger zu, etwa zwanzig Bäume hat-

te er schon flachgemacht. Wir machten Fotos, die Männer in blauer Uniform schritten nicht ein. Meine beiden Begleiter mussten zurück zur Olivenernte. Der Israeli warnte mich noch. Bei einer ähnlichen Aktion war zwei Jahre zuvor im Gazastreifen eine internationale Helferin getötet worden. Ein Bulldozer sei gezielt auf sie losgefahren, ein Unfall habe es später offiziell geheißt. Ich hockte mich hin. Und heulte. Ich kannte Tawfik Salim in diesem Moment noch gar nicht, noch kannte ich Verträge, Hintergründe, Sinn oder Zweck. Ich war nur ergriffen von der Brutalität dieses Baggers – diese Übermacht, die Pflanzen aus dem Boden riss, im Kontrast dazu Bauern, die mit ihren Eselskarren jeden Morgen zu ihren Feldern rumpelten.

Dann wurde ich aktiv. Doch jetzt rächte sich manches Detail. Ich hatte nicht das richtige *Handy*. Das Mobiltelefon, das ich von meinem Vorgänger übernehmen sollte, war abhanden gekommen, vermutlich gestohlen. Ich hatte keine Videokamera, weil die einzige Kamera, die dem Ökumenischen Begleitprogramm (ÖFPI) zur Verfügung stand, defekt war. Ich konnte mich nicht richtig ausstatten, weil ich direkt nach der Ankunft in Jayyous für zwei Tage nach Nablus geschickt worden war und noch aus dem Rucksack lebte. Immerhin: Ich hatte ein Mobiltelefon des einzigen palästinensischen Mobilfunknetzes, Jawwal. Obwohl der Empfang im Grenzgebiet extrem schwach ist, gelang es mir einerseits die ÖFPI-Koor-



Foto: Gocke *Einer von 117 entwurzelten Bäumen.*

dinatorin in Jerusalem zu erreichen und andererseits jemanden aus Jayyous jenseits des Zauns.

Damit setzte sich der Protest in Bewegung. Doch die nächste Öffnungszeit an Tor 25 war erst um 12.30 Uhr. Mir blieb nichts, als mit meiner kleinen Fotokamera das Zerstörungswerk zu dokumentieren. Kritisch beäugt von den beiden bewaffneten Männern, die sich mir als israelische Siedler aus dem Jordantal zu erkennen gaben. Gegen zwölf Uhr tauchte ein Lastkraftwagen auf, fuhr zu der erstbesten Gruppe herumliegender Olivenbäume und hievte einen nach dem anderen mit einem kleinen Kran auf die Ladefläche. Als diese fast voll war und ich an den Wagen herantrat um nachzuzählen, fragte mich einer der bewaffneten Wachmänner, ob ich nicht helfen könne beim Zusammenschieben. Der andere fragte, ob ich nicht entwurzelte Olivenbäume kaufen wolle.

Foto: EAPPI/Mirjam Müller



*Tawfik Salims
Bruder Jamil.*

Die Bäume bringe er zum Verkauf in den Großraum Tel Aviv, erzählte der Fahrer. Als der Lastwagen vom Plateau hinabfuhr, passierte er Tawfik Salims Bruder Jamil mit Frau, Sohn und Tochter, die gerade eingetroffen waren. Jamil, der 65 Jahre alt ist, brachte unter Tränen und Seufzen nur zwei Worte hervor: „*Thirty-five years. Fünfunddreißig Jahre.*“ Sein ganzes Arbeitsleben hatte Jamil mit dem Olivenhain verbracht. Jetzt traute er sich nicht einmal mehr auf seinen Besitz. Zu viele Palästinenser waren schon „versehentlich“ von Wachmännern erschossen worden.

Innerhalb von wenigen Minuten versammelten sich mehr und mehr Beteiligte am Fuße der Anhöhe. Tawfik Salim, bewaffnete und unbewaffnete Siedler, ein Militärjeep fuhr vor. Jamil Salims Frau und seine Kinder holten die letzten Habseligkeiten vom Olivenhain: Eine Leiter, ein Wasserkanister, ein Sack mit Plastikplanen. Die Soldaten versuchten, mich fernzuhalten und zwischen den beiden Parteien zu vermitteln. Tawfik Salim hatte Dokumente mitgebracht, die Siedler ebenso. Nach ein paar Minuten Wortwechsel entschieden die Soldaten: Alle Arbeiten müssen sofort gestoppt werden, das Entwurzeln der Bäume genauso wie das Planieren des Erdreichs jenseits des Steinbruchs. In drei Tagen, nach dem Sabbat, sollte neu entschieden werden.

Erst jetzt war der Moment gekommen, in dem Tawfik Salim in militärischer Begleitung das Zerstörungswerk sehen durfte. Als wir die Anhöhe erreichten, brach im selben Augenblick seine Verzweiflung aus. Begleitet von einem bitteren Schrei riss er die Arme nach oben, zeigte dann verzweifelt auf den aufgewühlten Ackerboden nach unten. Stürzte sich in die Olivenbaum-Zweige, drückte die Blätter heulend an die Schläfen, rannte von einem Baum zum anderen. Ich hatte nichts Besseres zu tun, als Foto auf Foto zu schießen. Tawfik Salim versuchte sich auf die israelischen Wachleute zu stürzen. Der Soldat und ich hielten ihn zwei, drei Sekunden gegen seine eigene Energie fest. Schon sank er in meinen Armen auf den Boden. Wimmerte, geschüttelt von Tränenkrämpfen. Plötzlich wurde er völlig starr, wirkte bewusstlos. „*Water, Wasser*“, schrie der Soldat. Ich riss eine Flasche aus meinem Rucksack, versuchte Tawfik Salim etwas Wasser einzuflößen. Dann sank er ganz in sich zusammen.



Foto: Gocke

*Der verzweifelte Tawfik Salim auf
seinem zerstörten Olivenhain.*

Der Soldat sorgte dafür, dass der Bagger das Areal verließ. Gemeinsam hoben wir Tawfik Salim hoch und schleppten ihn zum Militärjeep. Als ich zurück auf das Grundstück wollte, um die entwurzelten Bäume zu zählen, verboten die Soldaten auch mir, den Olivenhain noch einmal zu betreten. Also wartete ich bis sie weg waren, um den Status Quo zu fotografieren und jeden einzelnen der herumliegenden Bäume zu zählen. 107 zählte ich. Plus die zehn bereits abtransportierten. Machte 117. Von

schätzungsweise 350. Ein Drittel des Ölgartens war zerstört. Auf dem Weg zurück zum Tor sah ich, dass Bulldozer und Steinzertrümmerer immer noch weiterarbeiteten. Entgegen der Anweisung der Soldaten. Sie bereiteten das Straßennetz für eine neue illegale jüdische Westbank-Siedlung vor, die rund um den Steinbruch entstehen sollte. Illegal, weil Ansiedlungen der eigenen Bevölkerung in besetzten Gebieten laut Völkerrecht verboten sind. Außerdem hatte sich die israelische Regierung verpflichtet in der so genannten *Road Map*, dem zuletzt unter Mitwirkung der internationalen Gemeinschaft beschlossenen Plan zu einer Lösung des Nahost-Konflikts, jeden Weiter- oder Ausbau der Siedlungen zu unterlassen. Stattdessen aber wird die nahe bei Jayyous gelegene, bestehende Siedlung Zufim um ein Vielfaches ihres bisherigen Ausmaßes erweitert.

Der Kampf um Land

Als ich beim Tor ankam, hockte dort Tawfik Salims Bruder mit seiner Familie und Eselskarren. Reglos lag er Familienvater am Boden. Den Anblick des zerstörten Olivenhains hatte er sich erspart. Als ein Militärjeep vorüberfuhr, hielt ich ihn an und bat die Soldaten angesichts dieses Tages für die Familie, die nicht mehr an den eigenen Olivenbäumen arbeiten durfte, das Tor außerhalb der Öffnungszeiten zu öffnen. Der Strom, unter den der Zaun gesetzt sei, könne nur zentral ab- und angeschaltet werden, argumentierten die Soldaten. Immerhin, sie versuchten es, erhielten aber von zentraler Stelle eine Ablehnung. Die Familie solle doch froh sein, sagte einer der Soldaten zum Abschied, immerhin sei niemand getötet worden.

Als ich schließlich in unserem kleinen Haus in Jayyous ankam, gelang es mir in einem günstigen Augenblick – als sowohl Strom- als auch Internetleitung nicht gestört waren – Fotos und Informationen an die israelische Tageszeitung Haaretz zu übermitteln. Am nächsten Tag erschien ein Artikel mit einem meiner Fotos: Der verzweifelte Tawfik Salim neben dem israelischen Soldaten. Schon am frühen Morgen hatte das erste Fernsehteam Tawfik Salim zu seinem Schicksal befragt. Die bewegendsten Fotos stellte ich auf meine Homepage. Über Email-Zirkel verbreitete sich die Nachricht von Tawfik Salims Schicksal weiter. Nachdem eine US-amerikanische Organisation den Link zu meiner Seite unter den Titel: „Israelis entwurzeln, stehlen und verkaufen Olivenbäume“ gestellt hatte, wurde meine Homepage tausend Mal pro Tag angeklickt. Eine Ak-

tivistin aus Rhode Island startete eine Kampagne, bei der Freiwillige das Außenministerium und das Weiße Haus in Washington anriefen, um auf diesen Bruch internationaler Abmachungen seitens der israelischen Regierung hinzuweisen. Schwedische, britische Diplomaten kamen nach Jayyous, die deutsche Vertretung in Ramallah rief mich an.

Vor Ort kämpft Tawfik Salim um sein Recht, gemeinsam mit Sherif Omar, dem Vertreter des palästinensischen *Land Defence Committee*, dem palästinensischen Komitee für Landrechte. Eine komplizierte Auseinandersetzung zwischen den sich widersprechenden Karten israelischer und palästinensischer Stellen, unklaren Verkaufsvorgängen, begann. So etwas sei sehr häufig in der Westbank zu beobachten, sagte der deutsche Diplomat. Am Ende hätten in der Regel die Palästinenser ihr Land verloren. Für sie sei es ein verzweifelter Kampf, in den ihnen die hiesige Rechtsordnung – eine Mischung aus osmanischem, britischem, jordanischem und israelischem Recht, unübersichtlichen Zuständigkeiten, Verzerrungen – im Zweifelsfall zum Nachteil gereiche.

Das Dorf Jayyous hat im Jahr 1948 den Teil des Landes verloren, der bei Ende des Krieges, den die Israelis als Unabhängigkeitskrieg, die Palästinenser als Katastrophe bezeichnen, zu Israel gehörte. Seit Besatzungsbeginn im Jahr 1967 wurde für die jüdische Siedlung Zufim ein großer Teil des Landes konfisziert. Der Steinbruch wurde 1992 eröffnet. Durch den Zaunbau 2002/2003 ging wiederum Land verloren. Einige Bauern kommen nicht mehr auf ihr eigenes Gelände. Der als „Ausbau“ bezeichnete Neubau einer weiteren jüdischen Siedlung führt nicht nur zu Feldverlusten der Bauern von Jayyous, sondern bedroht den Zugang zu den eigenen Feldern. In Zukunft können die Bauern voraussichtlich nur noch durch einen zehn Kilometer weiten Umweg durch ein anderes Tor zu ihren Feldern gelangen. Für die meisten bedeutet das täglich weitere zehn Kilometer Fußweg. Der „Sicherheitszaun“ – Strategie oder nicht – erweitert das israelische Territorium auf Kosten der Palästinenser. Das Leben wird den Menschen von Jayyous immer schwerer gemacht.

Tag für Tag habe ich Tawfik Salim begleitet. Ein Landvermesser kam, um Grund und Boden noch einmal zu erfassen. Der palästinensische Gouverneur versprach erst die Bezahlung des Landvermessers, wollte dann doch nicht zahlen. Drei Stunden benötigte Tawfik Salim, um bei der israelischen Polizei in der Siedlung Qedumim Anzeige zu erstatten gegen die Zerstörer seines Olivenhains. Tawfik Salim kämpft. Doch er befürchtet, dass dieser Kampf kaum zu gewinnen ist.